

Familiäres aus der Amerbachkorrespondenz

Autor(en): Alfred Hartmann

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1951

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/63492593-c2bc-437b-9ae2-dfee2b49ae78>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Familiäres aus der Amerbachkorrespondenz

Von Alfred Hartmann.

Das Folgende ist der etwas erweiterte Abdruck eines Vortrags, der am 30. November 1949 vor den Freunden der Universitätsbibliothek und dem Basler Kreis der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft gehalten wurde.

Als die Aufforderung an mich erging, in Ihrem Kreise über die Amerbachkorrespondenz zu reden, wäre ich am liebsten in die Worte ausgebrochen, die mehr als einmal in diesen Briefen erscheinen: «Wehe, was soll ich sagen, wie soll ich mir helfen?» Denn auf rund 6000 Nummern beläuft sich das gesamte Material; die Briefe datieren von 1481 bis 1591, d. h. bis zum Todesjahr Basilius' des Jüngern, und die Zahl der Korrespondenten beträgt mehrere Hunderte.

Da ich Philologe bin, gilt mein Interesse vorwiegend dem Wortlaut und dem Sinne des Einzelnen, also dem einfachen Text, und den Text möchte ich auch zu Ihnen möglichst oft sprechen lassen. Und zwar soll in dieser kurzen Stunde einmal nicht von der Leistung und der Bedeutung der Hauptfiguren unter den Briefschreibern und -empfängern, sondern vom Familienleben der Amerbache die Rede sein. Freilich werden diese Männer und Frauen dabei nicht im Feiertagsgewand erscheinen wie der schöne, etwas geleckte Bonifacius auf dem bekannten Holbeinbild und auch nicht in der bald pathetischen, bald erbaulichen Aufmachung, in der man die Menschen des Humanismus und der Reformationszeit gern zur Schau stellt. Ich möchte Sie vielmehr höchst anspruchslos mit dem unterhalten, was Rudolf Wackernagel in seiner prachtvollen Schilderung der großen Jahrzehnte Basels als anmutige Nebensächlichkeiten bezeichnet und doch auch zu schätzen gewußt hat; ich denke, daß gerade in Basel das Verständnis für diese Seite des Lebens rege ist.

Wir bleiben damit auch sozusagen in der besondern Atmosphäre der Amerbachischen Briefsammlung. Ein französischer

Gelehrter charakterisierte sie im Hinblick auf den ersten Band unserer Edition ¹ mit den Worten: «L'importance des archives des Amerbachs est d'avoir conservé une masse de lettres sans importance.» Das ist um der Pointe willen etwas übertrieben; aber in der Tat: wer in unsern Briefen Offenbarungen aus den höchsten Sphären der Religion, der Wissenschaft und der Kunst sucht, tiefgründige Erörterungen allgemeiner Natur, zusammenhängende Schilderungen von Menschen, Oertlichkeiten, Kunstwerken, Reisen und Abenteuern, wird die Bände enttäuscht weglegen; er wird feststellen, daß sich die Briefschreiber die schönsten Gelegenheiten entgehen ließen, uns Nachfahren etwa zu berichten von einer unvergeßlichen Stunde im Atelier Holbeins, am Kaminfeuer des Erasmus, im Laboratorium des Paracelsus, im Papstschloß zu Avignon, im Dom zu St. Peter.

Wohl aber führt uns diese Korrespondenz wie kaum eine andere in diejenigen Gesellschaftsschichten, die den Nährboden für die hervorragenden Gestalten bildeten; sie macht uns vertraut mit den Freuden und Nöten des Alltags und zeigt uns einen Mikrokosmos voll echten Lebens: man muß sich nur die Mühe nehmen, auch das Unscheinbare und Stille zu beachten, das seinen Platz an der Sonne hat wie das Laute und Große. Den erfreulich zahlreichen Frauen unter den Briefschreibern und den Männern ohne gelehrte Bildung verdanken wir manches kostbare Stück in deutscher Sprache; französische und italienische Briefe fehlen auch nicht; aber natürlich überwiegt das Latein, dieses handliche, von der Kulturtradition geformte, später von den Nationalismen töricht zerschlagene Instrument der unmittelbaren Verständigung unter den Gebildeten ganz Europas.

Die Proben aus den lateinischen Briefen gebe ich in freier Uebersetzung; bei den deutschen greife ich dort, wo der Ausdruck einer Erklärung bedürfte, zu einer gelinden Moderni-

¹ Die Amerbachkorrespondenz. Im Auftrag der Kommission für die Oeffentliche Bibliothek der Universität Basel bearbeitet und herausgegeben von Alfred Hartmann. Basel 1942 ff. — Erschienen sind einstweilen drei Bände (1481 bis 1530).

sierung; auch Kürzungen des oft weitschweifigen Wortlauts muß ich mir gestatten, wenn ich Ihre Geduld nicht allzu sehr auf die Probe stellen will.

Der Begründer der Familie Amerbach in Basel ist Johann Amerbach, benannt nach seinem fränkischen Heimatstädtchen Amorbach im Odenwald. Ueber seine Jugend- und ersten Mannesjahre ist recht wenig bekannt; wann er geboren ist, wußte auch sein Sohn Bonifacius nicht sicher zu sagen. Seit 1478 lebte er als selbständiger Drucker in Basel; er heiratete die verwitwete Barbara Ortenberg, die Tochter eines Gürtlermeisters an der Schneidergasse, und kaufte das Bürgerrecht; zu Weihnachten 1513 starb er, nachdem er fünf Monate zuvor seine Frau verloren hatte; er ruht wie die ganze Familie in der Kartause. Seine Druckerei befand sich am Totengäßlein im Hause zum Sessel, wo später auch Froben druckte; als Wohnhaus kaufte er sich um 80 Gulden den stattlichen «Kaiserstuhl» an der Rheingasse in Kleinbasel, jetzt Nr. 23. Das Haus beherbergte während fast 200 Jahren die Familie Amerbach und die Nachkommen der Faustine Iselin-Amerbach. Stehen Sie heute vor dem Kaiserstuhl, so werden Sie wieder einmal erschüttert feststellen, wie wandelbar alles Irdische ist: wo früher ein Besucher dem andern, ein Hilfebedürftiger dem andern die Türe in die Hand gab, müssen heute Reklamen anlocken: im Parterre rechts gibt's Cigarren und Cigaretten, im Parterre links kalte Dauerwellen zu billigem Preis.

In Johanns Erbe teilten sich vier Kinder: der 29jährige Bruno, der 25jährige Basilius, die 23jährige verheiratete Margarethe und der 18jährige Bonifacius. Jedes Kind erhielt 500 Gulden, doch wurde Bonifacius mit 400 Gulden mehr bedacht. «Darzu bewegt mich sin jugendt», erklärt der Vater im eigenhändigen Testamentsentwurf, «und daß er desto besser studieren möge. Wenn er aber nit studiren wollte und vagiren und der buebery nach gon oder eyn wip neme one min willen und wissen, solang ich lebe, oder noch mym abgang one wissen und willen siner brueder, soll man im die 400 fl. nit geben.» Ferner verfügt er, daß seinen Söhnen die Studienkosten nicht ans Erbe angerechnet werden dürften, «da ich myner muoter seli-

gen mer als tryhundert gulden verstudirt in Pariß, und myn schwesteren durften mir nit heller oder pfennig dafür abziehen, sondern sy muosten mir glich erbteyl geben, und es ist ouch recht so in allen göttlichen rechten».

Mit einigem Erstaunen werden Bruno und Basilius bemerkt haben, daß der Vater die Kosten seines Studiums geradezu wohlgefällig herausstreicht: Sie hatten als Studenten in Paris aus dem Elternhaus andere Töne vernommen. Nachdem sie in Schlettstadt die Elemente des Lateinischen und sogar ein wenig Griechisch gelernt hatten, schickte sie der Vater mit vier andern jungen Baslern an die Universität nach Paris — Bruno war 17, Basilius 13 Jahre alt; sie sollten dort in lateinischer Grammatik und Stillehre weitergebildet, sodann in den Künsten der Logik und Dialektik dressiert werden, wie dies die übliche Vorbereitung auf die höheren Fakultäten war. Auch etwas Französisch sollten sie lernen, wünschte der Vater; doch ist später davon nie die Rede.

Empfohlen waren die Basler unter anderm dem Pariser Vertreter des großen Nürnbergerdruckers Anton Koberger, mit dem Amerbach in lebhaften Geschäftsbeziehungen stand. Er hieß Johann Blumenstock oder — nach seiner Herkunft — Heidelberg, hatte studiert und war mit den Basler Verhältnissen aus eigener Anschauung vertraut. Er brachte die Jungen in einem anständigen Collegium unter, wo sie von einem ihm bekannten Magister namens Matthaeus auch privatim in die Kur genommen wurden. Aber Amerbach war darüber gar nicht erbaut: er hatte sich als Lehrer seiner Söhne den Ludwig Ber ausgesucht, den glänzend begabten Sohn eines Basler Bankiers, der an der Sorbonne Theologie studierte. Und nun erhob sich ein leidenschaftlicher Kampf zwischen dem wackern, aber eigensinnigen Heidelberg und dem ans Befehlen gewöhnten Vater. Heidelberg wehrte sich wie ein Löwe; seine teils lateinisch, teils deutsch geschriebenen Briefe sind wundervoll in ihren Temperamentsausbrüchen und mit ihren Blitzlichtern auf das Leben in den Pariser Collegien. Amerbach zog den Kürzeren und gab den Widerstand auf.

Aber drohte ihm nun nicht gerade das, was er unter keinen

Umständen erleben wollte? In einem der ersten Briefe hatte er den Söhnen geschrieben: «Gebt euch alle Mühe; sonst heißt es, wenn ihr wieder daheim seid, ich hätte zwei junge Esel nach Paris geschickt und zwei alte zurückbekommen»; und eine Auskunft über die Leistungen der Söhne hatte gelaftet: «Bruno arbeitet von sich aus; aber ich bringe ihn nicht dazu, korrekt auszusprechen. Basilius kann sehr wohl, arbeitet aber nur unter Druck. Nimmt man ihn nicht ständig in die Finger, so träumt und phantasiert er; keiner in der ganzen Gesellschaft ist so mühsam.» Dazu kam die ewige Geldnot, in der die Jungen zu stecken behaupteten; der Vater mochte ihnen so genau wie er wollte vorrechnen, wieviel Gulden er geschickt habe, sogar unter Angabe des Wechselkurses — es nützte wenig. Bis er einmal losbrach: «Ihr lebt, wie es mir vorkommt, in Saus und Braus. Als ich in Paris war, gab ich neben der Pension nur 5, höchstens 6 Gulden im Jahre aus. Aber ich trank auch nicht zu jeder Tageszeit und lebte nüchtern. Wenn andere ihr Geld verjubeln wollen, so laßt sie laufen. Ihr seid zwei und sollt daran denken, daß ich immer für zwei zahlen muß, wo ein anderer Vater für einen, und daß euer väterliches Vermögen mit saurer Mühe erworben ist. Merkt euch: wenn ihr nicht sparsamer lebt, so rufe ich euch heim, ob ihr nun Magistri seid oder nicht, und verdinge euch bei einem Handwerker.» Und nach ein paar Monaten: «Ich höre, daß ihr in eurer Stube einen Hund füttert und Katzen, und daß die Stube dreckig ist und stinkt, so daß es die Besucher kaum aushalten. Pfui, schämt euch, so faul zu sein und den Hunde- und Katzendreck liegen zu lassen. Ich will nicht, daß ihr Hunde und Katzen füttert und in der Stube habt: fort mit ihnen! Ich warne euch und will dergleichen nicht wieder hören.»

Schließlich, als der Vater auch noch mit Enterben drohte, hielten es die Söhne für angezeigt, doch lieber noch den Magister Ber zu schlucken; aber als Bruno an einem heftigen Fieber erkrankte, führte der Vater dies ohne weiteres auf unordentlichen Lebenswandel zurück, und die Stimmung zu Hause wurde so ungemütlich, daß die Mutter folgenden Brief abgehen ließ: «Lieben sün, üwer beder krankheit ist mir leid.

Wär üwer unghorsam nit, so wärend ir jetz bi uns doheimen. Es ist bi üwerm vatter gsin Hans Koberger und het üch nit ein guot wort gegeben und het gsprochen, Holzach und Basiljus ligen den ganzen dag im wirzhus und essen und werden druncken, und ist Holzach und Basiljus vor des Heydelbergs laden komen und het Holzach gsprochen, Heidelberg sig im schuldig. Heidelberg het zu im gsprochen ‚Lieber, gang enweg und loss mich im friden‘ und het in gnomen bi eim ermel. Do ist er so druncke gsin, das er ist in dreck gfallen. Lieben sün, ich muoß gar vil hören von üwernt wegen. Der vatter ist unwillig, er meint, es sig im zuo vil, und er meint, üwer kranckheit köm von üwerem unordenlichen leben. Das ir Holzach wellen gleichen, schickt sich nit. Holzach het gar ein richen vatter. Lieben sün, legen üwer zit wol an vnd studiren vnd duond das best. Wissen, daß ich üch gern etwas schickte, das der vatter nit wisse; aber ich han nüt. Duond üweren flis, so kömend ir, ob gott wil, heim; do welend wir frölich mit einander sin.» Endlich, nach einem überlangen Studium von fünfenehalb Jahren, kehrten die beiden als Magistri artium zurück; seither redete die Mutter sie nicht mehr mit Du, sondern mit Ihr an.

Allein über dem Kaiserstuhl lag ein dunkler Schatten; denn kurz zuvor hatte sich die knapp 16jährige Margarethe auf und davon gemacht, in die Arme ihres Auserwählten, von dem Johann nichts wissen wollte. Es war dies Jakob Rechberger oder Rechburger von Zurzach, ein Spezereihändler, Bruder des bischöflichen Kanzlers Dr. Itelhans Rechberger in Straßburg. Der Vater reagierte wuchtig und enterbte die Tochter prompt. Bevor noch eine Aussöhnung zustande kam, hatten Bruno und Basilius das Vaterhaus wieder verlassen: Basilius sollte sich in Freiburg i. Br. mit der Rechtswissenschaft, Bruno in Paris mit Theologie und humanistischer Literatur vertraut machen, wie dies alles zu Amerbachs typographischer Produktion paßte. Während Basilius ungeschoren blieb, auch einmal zu den Fastnachtsküchlein heimkommen durfte, regte sich der Vater binem kurzem über Bruno wieder auf. «Nimmt mich nur wunder», fragt er ihn, «was du treibst, daß du soviel Geld aus gibst. Du meinst wohl, ich hätte einen Esel, der mir Geld scheidt.

Nein, so geht's nicht zu. Du weißt, daß ich zwei Jahre lang nichts gedruckt habe. Wir haben alle vom Kapital gezehrt. Ich habe für mein Haus zu sorgen, habe für deine Brüder Basilius und Bonifacius zu sorgen und sollte auch deiner Schwester helfen, denn angesehene Männer dringen darauf, und ich wage nicht, ihnen nein zu sagen, und werde sie wieder in Gnaden aufnehmen müssen.» Er stellt Bruno dann vor die Wahl, entweder mit der Hälfte auszukommen oder heimzukehren. Bruno, der zeitlebens ein sehr gemächliches Tempo liebte, antwortete erst nach drei Monaten, er füge sich und werde sein Möglichstes versuchen. Uebrigens sei gerade jetzt ein großartiger Dozent des Griechischen gekommen, bei dem er seinen unbändigen Hunger nach griechischer Literatur hoffe stillen zu können — und im nächsten Brief eröffnet ihm der Vater bei den Buchhändlern Heidelberg oder Wattenschnee, dem künftigen Schwiegervater Brunos, einen unbegrenzten Kredit!

Dann kehrte Bruno heim, um im Geschäft des Vaters und später dessen Nachfolgers Froben seine Kenntnisse zu verwerten; Erasmus, der erst nach Johannis Tod nach Basel kam, hat ihn hoch geschätzt. Auch Basilius war wieder da; ein Blasenstein, der ihn schon in Paris zum Schrecken des Vaters geplagt hatte, erheischte trotz aller Bedenken einen chirurgischen Eingriff — man schaudert, wenn man sich die Prozedur vorstellt —; er überstand die Operation und betätigte sich bis zu seinem Tode 1535 als Korrektor bei Froben und als Sekretär seines Bruders Bonifacius. Er war schwierig, launisch und ein Duckmäuser; die Schwester seines Schwagers, die ihn sonst gut leiden mochte, sagt von ihm: «er gat still wie ein aal, das in niemand spürt», und Froben berichtet einmal dem Bonifacius: «Basilius redt mit mir nüt, und so red ich mit im nüt.»

Froben hatte es allerdings in seinem Betrieb noch mit ganz andern Leuten zu tun. In zwei Fassungen ist uns das Konzept zu einem Schreiben erhalten, das Bruno 1511 an einen gewissen Celse Hugues Descousu in Lyon richtete. Die kürzere und zahmere Fassung lautet: «Recht schön hast du dich für alle Wohltaten bedankt! Sag einmal, du Schurke, ist das der Brauch unter Freunden? War das schön von dir, mit unsern Büchern,

die du teils entliehen, teils gestohlen hast, einfach zu verschwinden? Nun freilich, ein Wunder ist es nicht: du hast ja auch die Kutte abgeworfen, hast deinen Priesterstand verleugnet und hast, um ein Basler Mädchen heiraten zu können, geprahlt — unverschämter Kerl der du bist — du habest daheim weiß ich wieviel tausend Gulden. Die armen Eltern sahen sich schwer betrogen, als sie ihre Tochter einem Hochstapler und abtrünnigen Priester zur Ehe gaben. Und ein Brief deiner Eltern bezeugt, daß du auch in Frankreich und Italien die Leute betrogen hast. Auspeitschen sollte man dich, und am Galgen solltest du verfaulen. Laß uns die Bücher wieder zustellen, sonst erfährst du, mit wem du es zu tun hast.» Es folgt die Liste der aus Amerbachs und Frobens Besitz entwendeten Bücher, kirchenrechtliche, theologische und humanistische Literatur. Daß sie den Weg zurückfanden, ist nicht anzunehmen; aber Brunos Rachefluch sollte in Erfüllung gehen.

Man kannte schon lange einen Celse Hugues Descousu, der 1502 Doctor juris geworden war, 1511 in Frankreich den Theokrit edierte und dann erfolgreiche juristische Handbücher für die Praxis verfaßte. Nun war Prof. Marcel Bataillon vor einiger Zeit so glücklich, in Madrid auf Akten der Inquisition in Toledo zu stoßen, die das Protokoll über ein Verfahren gegen eben diesen Juristen Descousu enthalten: er war angeklagt und geständig, sein Mönchsgelübde gebrochen und sich in Toledo verheiratet zu haben. Und siehe da: inmitten der Beichte, die er über sein abenteuerliches Leben ablegte, findet sich folgende Stelle über seine Basler Zeit: «Obwohl Priester, verliebte ich mich in ein Mädchen aus gutem Hause, und um es zu besitzen, versprach ich ihm die Heirat. Aber am Vorabend des St. Niklausentags, eben als ich heiraten wollte, erfuhr ich, ein Druckergeselle wisse, daß ich Priester sei; er hatte mich in Lyon Messe lesen hören. Da ließ ich mein Pferd, mein Gepäck und meine Diener dahinten und entfernte mich aus der Stadt» — von den Büchern, die er mitlaufen ließ, sagt er freilich nichts! Descousu erhielt lebenslängliches Gefängnis; er vermochte zu entweichen, aber die Inquisition erwischte ihn in Toulouse, und 1540 wurde er verbrannt.

Damals lebte Bruno längst nicht mehr. Nach kurzem Eheglück hatte er im Mai 1519 sein Weib verloren — allen verheirateten Amerbachen erging es so —, fünf Monate später starb er an der Pest, 37jährig. Ein Pater der Kartause Ittingen im Thurgau, der früher in Basel gelebt hatte, kondolierte den Brüdern herzlich, konnte es aber nicht unterlassen hinzuzufügen, sein Unglück in der Ehe sei die Strafe dafür gewesen, daß er die Berufung zum Gottesmann ausgeschlagen und sich zur Ehe erniedrigt habe.

Bonifacius, 1495 geboren, hatte es, wie es den Nesthäkchen zu gehen pflegt, am leichtesten, wenigstens als Kind, während ihm späterhin Zweifel, Bedrängnis, Leid und ein frühes Alter trotz behaglichen äußeren Verhältnissen nicht erspart blieben. Das erste Briefchen, das von ihm erhalten ist, leider stark beschädigt, datiert vom Mai 1507, als der elfenhalbjährige Knabe mit einem Kameraden zur Zeit einer Epidemie im Nonnenklösterchen Engental hinter Muttenz weilte. Betreut wurde er vom dortigen Beichtvater, einem guten Freund und Mitarbeiter Johanns, dem Zisterzienser Conrad Töritz aus Leonberg bei Stuttgart, daher Leontorius genannt; die prächtige Figur dieses Schwaben erwächst aus unsern Briefen zu vollem Leben. Der schreibt damals an Vater Amerbach: «Die beiden Knaben wetteifern, wer schneller ein höflicher und guter Schüler sei. Freilich kann das nicht so plötzlich kommen: der Mensch läßt sich nicht ans Ziel peitschen. Weißt du, dein Bonifacius ist mit Güte schon zu lenken, will aber nicht wie ein Sklave getrieben werden. Bei einem gutgearteten Knaben halte ich das auch für besser, als wenn man ihm nach roher deutscher Art mit der Rute kommt. Wenn er also sich und seine Handschrift nicht sofort bessert, so rege dich nicht auf, mein lieber Amerbach. Der Geist beginnt erst im Laufe der Zeit seine Blüten zu treiben, und ich sage immer: Ein Tag lehrt den andern.»

Es war kaum das erstemal, daß Bonifacius im Engental weilte. Schon Ende 1502 hatte man den Siebenjährigen mit seinem zwölfjährigen Schwesterchen einer Epidemie wegen in ein Nonnenkloster in der Nähe evakuiert, vielleicht eben ins

Engental. Margarethe schrieb damals der Mutter recht oft; sie wünschte bald den blauen Oberrock und den Unterrock und den goldenen Gürtel, bald die grünen Aermel und einen Schurz, um das Jüntli zu schonen, bald ein Paar Pantoffeln und Schuhe und ein Halstuch, weil es in der Kirche so kalt sei, und etwas zum Knappern. Dabei meldet sie der Mutter: «Bonifacius spricht, es erbarm in, daß ir so lang von im sind; er frogt altag, aber nit so vil noch dem vatter als noch dir.» Ein andermal: «Herzliebe mütterlin wiß, daß es guot um den Bonifacius ist worden, als daß er den stuolgang het, und die Frow will uns itz wurmsomen ingeben», und dann kann sie melden: «Die großfrau hat dem Bonifacius wurmsomen ingeben, und sin drizehn wirm von im gegangen und das nest.»

Nach dem Intermezzo bei Leontorius kam Bonifacius wie seine Brüder nach Schlettstadt; dann bezog er die Universität in Basel; der Vater erlebte es noch, daß er Magister artium wurde. 1514 ging er nach Freiburg i. Br., um bei dem originellen, temperamentvollen Professor Ulrich Zäsy, in dessen Hause er auch wohnte, Jurisprudenz zu studieren. Ernst war es ihm anfänglich damit keineswegs; mehr als die schwerfälligen juristischen Glossatoren interessierten ihn die lateinischen und griechischen Klassiker, sei es im Original, sei es in der eingänglichen Bearbeitung durch Erasmus. Auch Musik trieb er in frohem Freundeskreis; Margarethe muß ihm zwei Pfeifen und die Zinken schicken; ein Clavichord und eine Laute scheint er mitgenommen oder gekauft zu haben. Sein Freund Sixt Dietrich komponierte ihm Lieder auf eigene Texte. Obwohl ihn die Töchter des Hauses nicht mochten, fehlte es ihm nicht an Freundinnen; eine von ihnen nennt Sixt Dietrich nur «das fein deüfelin». Aber Margarethe plante anderes. Sie versorgte den Bruder nicht nur mit Hemden, Fatzeletlin und Nachthüblin, ließ ihm nicht nur das Bett daheim schütteln, damit die Mäuse sich nicht darin einquartierten, und klopfte ihm nicht nur die Kleider; sie wußte dem Bruder auch eine gute Partie, welche ihm den Weg zu Amt und Würde in der Vaterstadt ebnen könnte. Es war die uneheliche Tochter des reichen Oberstzunftmeisters Trutmann, die der Herr Vater in seinem Haus

zum Erenfels in der Martinsgasse bei sich aufzog. Margarethes Beichtvater hatte ihr auf Veranlassung Trutmanns die Sache angetragen; sie rät ihm dringend zu, da die Familie Amerbach keine einflußreiche Verwandtschaft in Regierungskreisen besitze und es besser sei, Trutmann zum Freund als zum Feind zu haben. Wir wissen nur, was Bonifacius seinem Bruder Bruno antwortete: «Ich denke nicht von ferne ans Heiraten. Meine Jurisprudenz lehrte mich, daß die persönliche Freiheit ein unschätzbares Gut ist. Warum sollte ich sie gegen die ärgste Sklaverei vertauschen?» Auf eine ähnlich lautende Bemerkung hatte später einmal der schlagfertige Zäsy die Gegenfrage zur Hand: «Hat etwa dein Vater auch in Sklaverei gelebt?»

Im Juni 1519 entschloß sich Bonifacius, sein Rechtsstudium in Avignon bei Andrea Alciato fortzusetzen, einem bedeutenden, nur drei Jahre älteren, humanistisch stark interessierten Dozenten. Die Freundschaft zwischen dem Basler und dem Italiener hat dann auch ununterbrochen bis zum Tode Alciatos im Jahre 1550 gedauert, wiewohl sie sich seit 1522 nie wieder gesehen haben. Die Abreise aus Basel war auf den Oktober angesetzt; darum hat sich Amerbach gerade damals von Holbein porträtieren lassen; wußte er doch nicht, ob er je zurückkehren werde — die Pestepidemien hörten ja nie auf. Aber der plötzliche Tod Brunos und die geschäftlichen Auseinandersetzungen hielten ihn bis zum 1. Mai 1520 zurück. Vier Jahre, mit einer durch die Pest bedingten Unterbrechung, verharrte er in Avignon. Die Schwester erklärte sich dies auf ihre Art, und ihr weiblicher Instinkt scheint auf richtiger Fährte gewesen zu sein. «Ich mein», schreibt sie, «ir haben etwas liebs überkommen, daß ir so lang dinnen sind. Ir sprochen immer, ir welten eine hüpsche Welsche mit üch bringen. Ich fercht, es wel wor werden. Ich bitt üch, keren das hertz wider zu uns; wir wend üch hie eine hüpsche geben. Wir verstend die Welschen nit.» Sie schickt ihm «dry hemder; sind meister Brunen selig gesin» und meldet: «Ich bin eins kinz genesen, wieder eines knaben, heißt Franciscus, ist grad dem Hanselin glich», und später, als sie ihm aufträgt, ihr ein Paternoster aus Korallen und Basilius ein «halsmentelin» zu kaufen, fügt sie bei:

«Die zum Sessel» — gemeint ist des 63jährigen Joh. Froben Frau — «ist gestern eins kinz genesen und het ein meitlin. Sie het in siben joren oder lenger nie keis gehebt. Meister Hans ist bes, daß si ein meitlin gemacht hat.»

Der Meister Hans zeigte Bonifacius das Ereignis auch an; wichtiger aber war seine Mitteilung, daß in Basel eine juristische Professur frei werde. Er rät ihm zwar eher ab: «der solt ist klein und sind wenig schüeler und meist eydgenossen; ir wißt schon, wie die geschickt sin zu studieren.» Für Bonifacius aber, der sich weder zum Advokaten noch zum Dienst an einem Hofe berufen fühlte — obwohl er doch wieder mit beidem liebäugelte —, bedeutete die Aussicht auf eine Professur eine Befreiung aus schweren Zweifeln am Sinn seines nun bald zehnjährigen Studiums. Nach einigem Schwanken zwischen Basel und Freiburg sagte er in Basel zu, obwohl er noch nicht doktoriert hatte. Er ritt im Frühjahr 1524 heim und konnte von Basel aus seinem Freund Montaigne in Avignon melden: «Das Rößlein, das ich bei euch kaufte, habe ich noch. Es tritt zwar hart auf, hat sich aber unterwegs gut gehalten und brachte nicht nur alle seine Hufeisen von Avignon nach Basel, sondern auch alle Nägel darin: nicht einer ging verloren.»

Was er außer dem Roß und schweren Kisten voll juristischer Folianten aus Avignon in den Kaiserstuhl mitbrachte, erfahren wir nicht. Da er aber in Lyon einen Aufenthalt einschaltete, wollen wir hoffen, er habe dort für seine Schwester einige «seintures de ribans de soye» eingekauft, wie er später solche durch Vermittlung des Lyoner Buchhändlers Parmentier bezog.

Im nächsten Jahr ließ er sich zur Bereicherung des Basler Küchzettels von Freund Montaigne Lattichsamen senden; dank dessen genauer Anweisung geriet die Kultur ausgezeichnet. Wie man Feigen konserviert, Oliven in Fenchel, Salz und Wasser einlegt, Trauben in einer Sandpackung das ganze Jahr hindurch frisch erhält, muß ihm der erfahrene Freund ebenfalls mitteilen. Namentlich aber wünscht Amerbach Tortenrezepte zu haben, und der gute Montaigne verrät ihm denn auch

bereitwillig, wie die Zuckerbäcker in Avignon die berühmte «tarte de marsapan» herstellen oder einen süßen Quarkkuchen, eine Osterflade, eine Apfeltorte, eine Kürbistorte, und auch die obligatorischen Zacken des Kuchenrandes vergißt er nicht mit eleganter lateinischer Wendung zu erwähnen. «Mit den Torten und dem Lattich hast du meinen Frauenzimmern zu schaffen gegeben», antwortet ihm Amerbach; «jede will es besser können als die andere. Sie danken dir heiß und würden dir das gern schriftlich bezeugen, wenn du nur Deutsch verstündest.»

Im Februar 1525 eilte Amerbach noch einmal nach Avignon — es war seine letzte größere Reise —, um dort zu promovieren, zum begreiflichen Verdruß Zäsyes, der seinen Liebling gern selber mit den Doktorinsignien geschmückt hätte. Am 1. Mai trat er sein Amt als Professor an, und nun fehlte zum vollen Philisterium nur noch eine Frau. Schon im August 1524 hatte ihm der getreue Zäsy eine gute Partie zuhalten wollen. «Das Mädchen bekommt», schreibt er, «tausend Gulden in bar als Mitgift. Die Anwartschaft ist glänzend. Der Vater, alleinstehend, da die Mutter schon lange tot ist, besitzt mindestens achttausend Gulden; andere Kinder außer dieser Tochter und einem Sohn hat er nicht. Bedingung ist, daß du den Doctor machst und nach Freiburg ziehst; der Vater kommt auch dorthin, um an Tochter und Schwiegersohn etwas zu haben.» Es handelte sich um Martha Fuchs, Tochter des Lienhard Fuchs, Bürgermeisters des Städtchens Neuenburg am Rhein, und der verstorbenen Margarethe Zscheckenbürlin, einer Schwester des Priors der Basler Kartause. Die Verhandlungen verliefen so glatt, daß Zäsy bereits den Ehevertrag aufsetzte. Aber nun bekam Bonifacius plötzlich Angst; es ging ihm, wie später noch oft: den ersten Schritt tat er leicht, aber dann beschlich ihn die Reue, und der zweite Schritt unterblieb. Vater Fuchs drängte auf eine rasche Heirat; Bonifacius aber beharrte auf einer Frist von drei Monaten und ließ es darüber zum Bruch kommen. Der realistisch denkende Zäsy wußte ihn zu trösten: «Ich befürchtete immer etwas im Hintergrund. Der Vater ist noch gut beisammen. Weiß er die Tochter versorgt, so könnte er eine

zweite Ehe eingehen, und die Fuchse sind ein fruchtbares Geschlecht. Er ist Geschäftsmann; sein Vermögen hat er selber erworben, seine Geschäfte mit Bauern und anderen Privaten sind vielleicht nicht immer ganz sauber, und in seinen Büchern stehen eine Menge fragwürdiger Guthaben, die gern in nichts zerrinnen, wenn der Schuldner fallit wird. So hättest du dich in der Hoffnung auf eine fette Erbschaft leicht täuschen können. Nun — es ist gekommen, wie es Gott gefiel. Sein Name sei gelobt. Amen.» Im Herbst 1526 brachte Zäsy eine neue Partie in Vorschlag, ein noch schöneres und noch reicheres Arzttöchterchen; allein es starb plötzlich, noch bevor Bonifacius Fühlung genommen hatte, und im Februar 1527 heiratete Amerbach doch die Fuchs!

Die Hochzeit fand in Neuenburg statt; daß Amerbach in seiner oft gehemmtten Art Froben und Wattenschnee sowie einige Zscheckenbürlische Verwandte nicht eingeladen hatte, nahmen ihm die Betroffenen schwer übel, wie Basilius mitteilt, der sogleich nach der Hochzeit heimgeeilt war, um mit der Schwester dem jungen Paar die Wohnung im Kaiserstuhl einzurichten. Wohl weil er ebensogut wie Zäsy wußte, daß Bonifacius nicht gern in die Tasche griff, fügte er bei: «Die Baslerfrauen warten gespannt auf deine Frau und stehen Wache an beiden Toren» — gemeint ist das Bläsi- und das Riehentor — «denn sie wird ihnen, wie es der Brauch bei Neuvermählten, ein erkleckliches Trinkgeld spenden müssen.» Nicht ohne zu posieren, wie das der junge Bonifacius gern tat, antwortete er: «Endlich darf ich wie ein losgekaufter Kriegsgefangener aus der Knechtschaft zu euch heimkehren; ich freue mich ungeheuer. Alles Aeußerliche ist ja hier sehr schön; aber lieber bin ich daheim, sei es, weil man dort, wie unser Jurist sagt, die sicherste Zuflucht hat, sei es, weil ich hier mein Liebstes vermisste, meine Bücher. Ich komme also am Montag auf die Essenszeit. Margarethe soll das Haus ein wenig zurechtmachen, damit ich meine Begleiter anständig unterbringen und bewirten kann. Viel braucht's nicht, nur wollen wir nicht armselig dastehen. Was man auftragen soll, wird Schwager Rechberger wissen.»

Aber Neuenburg wurde im Laufe der Jahre doch zu einem geschätzten Absteigequartier und Ferienort, zumal in Pestzeiten. Wir verdanken der Epidemie von 1538/39 einen köstlichen Briefwechsel mit dem braven und intelligenten jungen Famulus Wiprecht Schießler von Rottweil, der mutterseelenallein im Kaiserstuhl zurückblieb, als Amerbach mit der ganzen Familie nach Neuenburg geflüchtet war und sein Gold- und Silbergeschirr sowie das Bargeld in der Basler Kartause in Sicherheit gebracht hatte. Alle paar Tage übermittelte der Bote Münsterhans Aufträge des Herrn: Schießler hatte Briefe an Basler Adressaten abzuliefern, Rechtsschriften ins Reine zu schreiben, sofern er sie lesen konnte, Zinsquittungen zur Unterschrift vorzubereiten, Wellen und Weizen einzuhandeln, den Pelzrock auszuklopfen, die Blumenstöcke in den Keller zu tragen, die Neujahrstrinkgelder zu verabfolgen, in Rechburgers Laden oder sonstwo «rosinli» zu kaufen und «mandeln, zimmet, figen, imber, meerdrübel, coriander, zucker, seipfen, papir, kertzen», aber auch einmal eine «guote feisde gans oder ein rebhuon» aufzutreiben und samt den Nachtschlappen und einem Stück Tuch zum Ausbessern der schwarzen Hosen nach Neuenburg zu senden; er schickte ein kühlendes «selblein», als sich ein Amerbachkind verbrannt hatte; er holte ein Rezept bei Doctor Sebastian Sinckeler, als ihm Amerbach schrieb: «Wellest zu doctor Bastion gon und im anzeigen, daß mich gestern frye der stuolgang angestoßen; hab gestern biß uff hüt 17 stuolgang ghept. Hat sich zuletzt die matery ein wenig rot geferb; ist sust vil schlim von mir gangen. Hat yetz nochgelossen; bin guter hoffnung, es werd so bharren. Es ist der apotecker noch hie; acht, so ich ein recept hab, er kents wol prepariern. Hab vormals vor einem jar oder zweien um wynacht auch der maßen den stuolgang gehapt; do ordnet mir doctor Bastion, daß die sach bald besser wurd.»

Amerbachs besondere Sorge galt seinem neuen Ebringerwein; mit der Genauigkeit und Umständlichkeit des Juristen gibt er an, wieviel Wein aus welchem Faß in welches Faß umzuleeren sei. Auch die Hühner vergißt er nicht: «Den hüenern kauf gersten und habern, machs durcheinander, stells hinter

den ofen und gib inen das zu essen. Item sollst du inen alltag warm wasser geben. Wil es kalt ist und voll schnee, magst du sie in dem küchelin bhalten, doch teglich den laden uffthuon, domit sy gsehn.» Doch nicht weniger dachte er an den treuen Hüter: er heißt ihn, sich etwa einen Schlaftrunk im Keller holen, «luog aber, daß das vesslin, vß dem du drinckst, wol vermacht und der bunt wol verschlagen sy», heißt ihn Korn mahlen und Brot backen lassen «für dich und für den hund und katzen», rät ihm an, nachts einen andern Studenten zu sich ins leere Haus zu nehmen, wenn er sich fürchte, und ermahnt ihn: «Hab guot sorg zuo dem hus, bewar dich selber und nimm morgens prophylactica wie nüß und reckholter in essig, item däffelin, alwuch einmol zwei pillulas pestilentiales; nimms in der apoteck und heis mirs anschriben. Solt dir etwas widerfaren, so schick bald noch doctor Bastion.»

Schießer seinerseits orientiert den Herrn genau über den Stand der Epidemie, so Mitte Februar: «In der großen stadt stirbt es by S. Johannes und ist wider kommen in Albans lechlin. Ich hoff, es werd wyder hinus wischen, do es herkommen ist. In der kleinen stadt hör ich nüt me, darff aber nit zu früe ju schreyen.» So kam endlich die Zeit, da Amerbach sich zur Heimkehr entschloß. Er heißt den Famulus in den achttägigen Fastnachtsferien «min stuben uffrumen, die biecher ab den schefften tuen und die schefft und die biecher absteiben und mit einem lumpen wüschen, desglich den disch und simpssen. Die brieff, die uff den simpssen ligen, magst du zusammen in ein korb thun. Du wellest auch den ofen und den schafft darum abwüschen, die fenster uffthuon, dormitt der staub drus gang», und in der Nachschrift schärft er ihm ein, die Bücher ja in derselben Ordnung wieder hinzustellen.

Wir fragen uns, warum nicht Frau Martha zur Feder griff und den Gatten von diesen Sorgen entlastete. Ich habe sie im Verdacht, sie sei im Schreiben etwas schwach gewesen; ihr Vater bekennt einmal, er verstehe es nicht, seine Kinder so zu erziehen, daß sie einen hübschen Brief anfertigen könnten. Briefe von Martha sind keine vorhanden; sie hatte kaum Gelegenheit, welche zu schreiben, da Bonifacius nicht auf Reisen

ging. Wir hören auch sonst wenig von ihr, außer etwa daß sie mit der Frau des Dr. Frosch in Straßburg wegen Einkaufs von Garn verhandelt und sich von ihr das Rezept zu einer Erbsensauce erbittet, die ihrem Mann in Frosch's Hause ausgezeichnet geschmeckt hatte. Mit ihrem Einfall, von Neuenburg eine Kuh nach Basel mitzunehmen und im Kaiserstuhl unterzubringen, hatte sie bei Schießler und der Magd Anna wenig Glück. Schießler erklärte, Emd sei im Winter rar und teuer; und wo wolle man die Kuh einquartieren? Es müßte ein Neubau errichtet werden; «denn stot sy in dem roßstall und richtet man das Wasser durch den hof heruß, so werden Ir den gestanck im summer nit mögen dulden. Anna meynt, sy kauffe lieber die milch, den sy werd der kuw bald mied werden; auch meynt sy, wenn man sy heruff fiere vß irer gewonten weyd in ein frembde, werd sy hefftig abfallen». Frau Marthas Tante, Thekla Fuchs, Nonne im elsässischen Kloster Schönensteinbach schreibt einmal in einem ihrer häufigen an Amerbach gerichteten Bettelbriefe, sie warte nun schon so lange auf ein bißchen Konfekt und auf die von Martha versprochenen Filzschuhe; «aber ich merck, daß sy Lienhart Fuchsens dochter ist, der vil lieber innimpt als vsgitt».

Dem Ehebund entsproßen fünf Kinder. Die erst- und die letztgeborene Tochter starben beide in zartem Alter; auch Juliana, verheiratet mit Hans Konrad Wasserhünlin, starb jung, überlebte aber den Vater ebenso wie Faustine und der einzige Sohn Basilius. Frau Martha starb nach kurzer Krankheit 1541, wahrscheinlich an einer Epidemie. Zweimal wurden Amerbach Vorschläge für eine zweite Heirat gemacht; aber beide Projekte scheiterten: das erstemal sagte die Dame nein, das zweitemal Amerbach. Die Herrschaft der Mägde nahm vermutlich ein Ende, als sich Faustine mit Dr. jur. Ulrich Iselin — den die Württemberger Klienten so hübsch den Doctor Eissele nennen — verheiratet hatte, ohne deswegen das Haus zu verlassen. Daß Amerbach trotzdem immer noch gehorchen mußte, lehrt eine Stelle in einem Brief nach Neuenburg, in dem er bedauert, eine erbetene Geldsumme nicht gleich mitschicken zu können; er würde es getan haben, hätte nicht «Luxli, Fausti-

nens son, in der kammer geschlossen, so daß ich nit hinein kummen können».

Bald nach Amerbachs Hochzeit war die eine der düsteren Ahnungen Zäsys in Erfüllung gegangen. Vater Fuchs hatte sich mit einer schönen Fischerstochter in Neuenburg eingelassen; als sie ihm einen Sohn Alban gebar, legitimierte er das Verhältnis, und Frau Kunigunde schenkte ihm zwei weitere Kinder, Susanna und Magdalena Martha. Sie wuchsen in aller Ungebundenheit auf: als Alban in die höhere Schule zu Schlettstadt kam, stellte der Lehrer fest, daß er kaum lesen könne und vom Vaterunser keine Ahnung habe. Nun, Alban wurde doch ein wackerer Mann, führte nach dem Tode des Vaters das Bauernwesen weiter, heiratete eine erste und eine zweite Frau, und Amerbach konnte sich auf ihn verlassen, wenn er den Wein und den Weizen von seinen Gütern dort unten verkaufen oder in Basel haben wollte. Mehr ist von Susanna zu berichten.

Das Mädchen, von dem Amerbach sagt, es sei mit seinen 15 Jahren zwar «eines großen corpels, aber einfeltig», erschien, wie oft schon, im November 1549 im Hause Amerbachs, angeblich krank. Zwei Aerzte, Doctor Joh. Huber und Doctor Oswald Ber, besichtigten ihr Wasser und verordneten «hiener pry» und einen Trank aus der Apotheke; auch der Scherer — wohl Theodor Brand — bemühte sich um sie, als sie «am Zepflin ersticken wolt», und ließ ihr zu Ader — und dann mußte Amerbach in sein Rechnungsbuch notieren: «Als Susanna (got erbarms) vff den 19 Jenners anno 1550 min hus hoch geschent und eins kindts genesen, dessen ich mich wenig verseeen, ist zalt worden der hebammen 1 Gulden, item ein Gulden um hiener.» An weiteren Ausgaben folgen die Kosten für «eine wagen, sprüwerseck, decklachen», für die «Seugamme» und die «Vorgengerin». Als Vater des Kindes meldete sich Hans Jölin, ein Knechtlein im Hause Fuchs; er erklärte, Susanna sei seine rechtmäßige Gattin; sie hätten sich die Ehe mit Handschlag versprochen. Man begreift ihn, wenn man erfährt, daß Susannas Erbe mindestens 4500 Gulden betrug, etwas weniger, als was Erasmus in seinem langen Leben erspart hatte. Und

nun setzte eine sieben Jahre dauernde Händelei um Susanna oder besser um ihr Geld ein. Der Anspruch Jölins wurde zwar vom geistlichen Gericht in Radolfszell abgewiesen; aber inzwischen hatte man Susanna, «darmitt das geschrey ettwas geringert werde», im Frauenkloster St. Agnes in Freiburg versorgt — das Kind blieb bei der Hebamme und starb denn auch bald —. Man gedachte, sie dort einige Zeit zu belassen und ihr unterdessen einen Mann zu suchen. Aber man hatte die Rechnung im wahren Sinne des Wortes ohne den Wirt gemacht. Denn «als die Klosterfrawen vernummen, daß sy ettwa 1000 Gulden haben könnten, haben sy nichts gespart, darmitt sy solchen vogel in den schlag brechten, sodaß die einfeltig dochter, die ganz kein nonnenfleisch an ir gehept, beredt und persuadiert worden, den orden anzenemen». Susanna ließ Amerbach, ihrem Vermögensverwalter, mitteilen, sie sei im Kloster glücklich; sie wünsche ein hübsches Paternoster aus Korallen, da man ihr eines habe leihen müssen, und Tuch zu einer Kutte, denn «alle roß in Basel zugen sy nit us dem closter». Sie tat wirklich Profeß — «sie hat den Hals gestreckt», glossierte Amerbach das Ereignis; und nun setzte die Priorin alle Hebel in Bewegung, um ihr Erbe und ihren Anteil am Vermögen der inzwischen verstorbenen Magdalena Martha von der Familie und Amerbach herauszubekommen. Amerbach hatte gewisse Rechte seiner Kinder auf Grund seines Ehevertrags und des Testaments seines Schwiegervaters zu wahren, lehnte es aber ab, anders als durch Beratung in den Streit einzugreifen. Soviel man sieht, kam schließlich eine außergerichtliche Vereinbarung zustande, eine Art der Bereinigung von Differenzen, die Amerbach stets viel sympathischer war als ein Prozeß.

Auch mit den Angehörigen Jakob Rechbergers, seines Schwagers, hatte Amerbach manchen Verdruß. Jakob brachte es geschäftlich auf keinen grünen Zweig, erkrankte bald und starb kurz nach seiner Frau Margarethe, die es auf 51 Jahre gebracht hatte. Von den zahlreichen Kindern wurde Franz nach schweren Anfängen Goldschmied und später Oberstzunftmeister; die andern Söhne gerieten übel und verkamen. Wohl

mehr als Amerbach ging dies einer ledigen Schwester Jakobs zu Herzen, der Amenly Rechberger in Zurzach, einer rührenden Seele; sie ist mir auch deshalb sympathisch, weil sie im Unterschied zu den meisten damaligen Frauen ihre Briefe regelmäßig datiert. Sie hat zwar viel zu jammern und schreibt oft verworren und breit, dazu schwer lesbar; aber alles kommt frisch aus dem Herzen. Wie reizend ist die Bemerkung, die sie macht, als sie vom Durchmarsch der Eidgenossen im Sommer 1513 spricht: «Unser Knecht ist ouch in krieg. Darob sind unser ross trurig: sy hand niemer me, der mit inen redet.» Bis in ihr hohes Alter zehrt sie an einem Erlebnis mit Bonifacius, einer gemeinsamen Besteigung des 200 Meter hohen Achenbergs bei Zurzach: «Wen ich den Hochenberg ansich, so wünsch ich üch her, daß ich üch sech kletteren mit dem langen rock. Man hat uns in den hüsern gesehen stigen.» Sie lockt ihn mit einer komisch übertreibenden Schilderung der Register der neuen Orgel in der Stiftskirche Zurzach; außer Zinken, Pauken und Posaunen gebe es «sibenerley fogelgsang: ein nachtgall, ein amsl, ein drostle, ein distelfogel, ein meisly und ropbrüstly und ein storcken». Schade, daß ihre Briefe aus der Zeit der Reformation nicht erhalten sind; sie blieb mit der Minderheit in Zurzach katholisch und dürfte an Amerbachs Haltung nur so lange Freude gehabt haben, als auch er in der Opposition gegen die neue Lehre verharrte. Aber der Freundschaft tat die Verschiedenheit des Glaubens keinen Abbruch. Amerbach schickt ihr Pomeranzen, sie den Kindern Nestel und Säcklein vom Zurzachermarkt und Lebkuchen und Dirgeli, dem Vater selbstfabrizierte Mittel gegen Magenbeschwerden, gegen den Schlagfluß, gegen die Pest; mit Freuden ist sie bereit, im Herbst 1538 zur Pestzeit die Familie zu beherbergen, und schreibt: «Grüezend mir frow Martha und myn guldy Bassiliusly und Fustinly und sprechend zu frow Martten, sy soll frölich kumen, ich well si by irem globen bliben lassen, aber mechtig mit ir tispetieren.» Als Martha gestorben war, hätte sie die Kinder gern bei sich, «dass si ein wenig der mutter vergessen»; auch den Vater heißt sie kommen, «das ir nur einmal aus der statt an luft kemend. Es wundret mich, daß ir mit üwern kinden

kein Badenfahrt macht wie ander rich lüt. Ir wend noch üwer hopt usstudieren». Das Unglück der Familie ihres Bruders Jakob geht ihr sehr zu Herzen; sie hilft, wo und wie sie kann; doch wenn sie an alle die Menschen denkt, die ihr einst nahestanden und nun tot sind, wünscht auch sie erlöst zu werden «us disem tal der Trenen» — sie war damals 1561 etwa 80 Jahre alt. Einen einzigen Wunsch hat sie noch; er zeigt, welch weiten Horizont diese einfache Frau doch hatte: «Hulf uns gott, daß das heilig konzill zu Trient gut endety; dan wett ich gern sterben, wen wir alle in dem alten globen wider weren in einikeyt.»

Auch Amerbach mochte um jene Zeit den Wunsch gehabt haben, «us disem tal der Trenen» abzuschneiden. Er hatte schon früh gespürt, «wie im das alter uff den nacken steigt», hatte mit 53 Jahren die Professur niedergelegt, und als ihn 1555 Herzog Christoph v. Württemberg wieder einmal konsultieren wollte, entschuldigt er sich: «Ich hab mich innert sechs und mer jaren der juris disciplin wenig mer underzogen, wegen blödikeit des haupts und gesichts, desglich infallenden alters, das teglich mer zuoruckt und mich ermant, in eyn ander vatterland zu reisen; hab deshalb theologica vorgenommen.» Seine Freude war der am 1. Dezember 1533 geborene Basilius. Auch von diesem zu sprechen, muß ich mir wegen mangelnder Uebersicht über das umfangreiche Material leider versagen; doch soll er zum Abschluß mit einer Stelle aus einem seiner Konzepte zu Worte kommen. Ich lege sie Ihnen auch deshalb gern vor, weil sie sich bisher der Aufmerksamkeit der Forscher entzogen hat und über Bonifacius' Lebensende gerade die Nachrichten enthält, die Theophil Burckhardt-Biedermann, der hochverdiente erste Entzifferer der Amerbachischen Konzepte, mit Bedauern vermißte. Sie findet sich in einem vom 1. Mai 1563 datierten Entwurf zu einem Brief an den vornehmen italienischen Emigranten Bonifacio d'Oría² und lautet mit einigen Kürzungen:

«Im vierten Monat nach der Geburt unseres Söhnchens verspürte meine Frau heftige Schmerzen im ganzen Körper, na-

² Msc. der Univ. Bibl. Basel sign. C VI 54, fol. 118^{vo} und 64^r.

mentlich aber im Unterleib, und dann begann mein Vater am Blasenstein zu leiden — es ist dies ein Familienübel — und an Stichen in der linken Brust; sie traten besonders stark auf, weil die Frühlings-Tagundnachtgleiche bevorstand und er um diese Zeit, wie auch im Herbst, seit einigen Jahren sich krank zu fühlen pflegte. Immerhin brauchte er sich nicht wie früher ins Bett zu begeben; Umschläge auf die Brust und die üblichen sanften Mittel schienen das Leiden zu bannen; der Appetit regte sich wieder, und niemand dachte an etwas Schlimmeres. Nachdem aber am 5. April meine Frau und mein Kind zur selben Stunde gestorben waren, trat unversehens eine Aenderung ein: er fühlte eine Schwäche, zitterte plötzlich am ganzen Leib, der Kopf sank ihm schwer herunter und wackelte, der Appetit verschwand gänzlich, und weder die Sorgfalt der Aerzte noch irgendein Mittel wollte helfen. Er hatte zwar noch Schwiegertochter und Enkel ans Grab geleitet, hatte auch dann und wann auf ärztlichen Rat einen Spaziergang vor der Stadt gemacht; aber jetzt war ein plötzlicher Rückfall eingetreten, da der Schmerz um die lieben Verstorbenen den an sich Anfälligen und noch nicht ganz Genesenen an der Erholung hinderte. Er ordnete also an, was nach seinem Tode geschehen solle, ließ den Pfarrer kommen, empfing das Abendmahl und bekannte vor dem Pfarrer und andern vertrauten Geistlichen, die ihn besuchten, mit tiefer Inbrunst seinen Glauben, seine Hoffnung auf die Gnade Gottes und sein Vertrauen auf die Verdienste Christi; und obschon er sich ausführlich und wohlverständlich äußerte, bat er sie doch, mehr seine Gesinnung in Betracht zu ziehen — leider könne er sie nicht genügend ausdrücken; er sprach nämlich nur mit Mühe. Wenn er nicht schlief, ließ er sich aus der Bibel vorlesen; er saß dazu meistens in seinem Lehnstuhl und legte sich nur nachts zu Bett. Er pflegte auch mit uns am gleichen Tisch zu essen, mit Ausnahme der zwei letzten Tage, und erklärte oft, er fühle sich gar nicht krank; nur sei die Müdigkeit und die Appetitlosigkeit unangenehm. So kam der 25. April 1562. Ich hatte ihm kurz nach Mittag auf seinen Wunsch den Psalm De profundis vorgelesen, und eben traten Besucher ein — da hob er fast unmerklich die

Schultern, bei vollen Sinnen und wie wenn er nun schlummern wolle, öffnete leicht den Mund und schief ein, nicht anders, als wenn er noch lebte. Antistes Sulzer, der dabei war, erklärte, unter den unzähligen Sterbenden, an deren Bett er gestanden habe, sei keiner so sanft verschieden; er bitte Gott um ein gleiches Ende.»